

Zusammenfassend läßt sich anhand der verdienstvollen Arbeiten von Christina Klausmann und Ute Planert zweierlei festhalten: zum einen die Bedeutung von Detailstudien zu lokalen Ausformungen und spezifischen Kontexten der Ersten Frauenbewegung, zum anderen die Notwendigkeit ihrer konsequenten Vernetzung. Nur im Kontext eines möglichst breit angelegten Diskussionsrahmens entfalten spezialisierte Einzelanalysen ihren vollen Sinn.

*Johanna Gehmacher, Wien*

**Geschlecht und Arbeitswelten. Beiträge der 4. Frauen-Ringvorlesung an der Universität Salzburg.** Hg. vom Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales, Abteilung für grundsätzliche Angelegenheit der Frauen. (= Gleichbehandlung ist das Ziel. Heft Nr. 26). Salzburg 1998. 170 S., auf Anfrage im BMAGS frei erhältlich, ISBN 3-85010-039-1.

Es ist immer wieder spannend, wenn sich Wissenschaftlerinnen ganz unterschiedlicher Disziplinen einem verbindenden Gegenstand verpflichten. Das zeigt auch dieser kleine Sammelband, der aus einer an der Universität Salzburg im Wintersemester 1997/98 durchgeführten Ringvorlesung hervorgegangen ist. Das Gemeinsame der hier veröffentlichten elf Beiträge von Frauen, die an dieser Universität lehren und forschen, war eine konkrete Themenstellung – die der Arbeitswelten – und damit ein weites inhaltliches Feld, das von den *women's* und *gender studies* in Österreich keinesfalls bereits mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit untersucht und diskutiert worden ist.

„Geschlecht und Arbeitswelten“ beleuchtet dazu verschiedene Aspekte aus historischer wie gegenwartsbezogener Perspektive. Nach einer Einleitung der Germanistin Julia Neissl, die diese Ringvorlesung konzipiert und organisiert hat, folgen im ersten Teil Beiträge von fünf Historikerinnen: Margret Friedrich beschäftigt sich mit der (Un)Möglichkeit von Erwerbsarbeit für bürgerliche Frauen im 19. Jahrhundert und den daraus resultierenden Bemühungen um verbesserte Mädchen-(aus)bildung ab den 1860er Jahren. Sylvia Hahn fokussiert zuerst auf allgemeine Merkmale der Frauenarbeit, die im Zuge der Herausbildung von Berufen seit der Neuzeit entstanden und die durchgehend geringere Bezahlung weiblicher Arbeitskräfte festschrieben. Ausgehend von kurzen biographischen Skizzen, stellt sie dann exemplarisch drei „Frauen-„Werkstätten““ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vor: jene der Textilarbeiterinnen, der Näherinnen und der „ärarischen Dienstboten“, insbesondere der Telegraphistinnen, die ungeachtet ihrer im Vergleich zu den männlichen Kollegen im öffentlichen Dienst sehr unterprivilegierten Stellung die „ersten Beamtinnen“ der k. u. k. Monarchie waren. Im folgenden Aufsatz setzt sich Ingrid Bauer mit verschiedenen Formen von Frauenarbeit und der Dynamisierung der weiblichen Geschlechterrolle in der Extremsituation des Ersten Weltkrieges auseinander, indem sie maßgebliche Forschungen der österreichischen wie der internationalen Frauen- und Geschlechtergeschichte reflektiert und systematisch zu

prägnanten Thesen ordnet. So wird auch deutlich, wie sehr sich die Einschätzung der Folgen dieses Krieges für die Geschlechterordnung im letzten Jahrzehnt verändert hat: Seine langlebige Stilisierung zum „Emanzipationskrieg“, die ihre Legitimation vor allem aus den sensationell anmutenden Verschiebungen der Frauenerwerbsarbeit im Laufe des Krieges bezog, ist dank vieler detaillierter Studien einer Interpretation gewichen, die in Hinblick auf die Konsequenzen des Ersten Weltkrieges für Frauen gerade „das Paradox von Fortschritt und Stillstand bzw. Rückschritt in einem“ (60) betont. Der letzte Beitrag dieses Abschnitts von Helga Embacher und Margit Reiter liest sich wie eine Fortführung solcher Überlegungen zur besonderen Ambivalenz von gesellschaftlichen Extremsituationen für Frauen. Auf der Basis von Interviews und Autobiographien erarbeitet, handelt er vom Überleben deutscher und österreichischer jüdischer Frauen im Exil in Shanghai während der 30er und 40er Jahre. Deren Situation dort war meist von einer Doppel- und Mehrfachbelastung zwischen Haushalt und Erwerbsarbeit geprägt, umso mehr, als sich Männer noch schwerer mit der Zerstörung ihrer Existenz abfinden konnten. Einhergehend lösten sich traditionelle Geschlechterbeziehungen auf; für manche jüngeren Frauen bedeutete das durchaus einen „Emanzipationsschub“ (68).

Im zweiten Teil des Bandes kommen zwei Literaturwissenschaftlerinnen, eine Kunsthistorikerin, eine Publizistin, eine Juristin und eine Politologin zu Wort. Zuerst analysiert Christa Gürtler den „Kampf gegen Ausbeutung“ in der sozialistischen „Referenzliteratur“ von Minna Kautsky, Adelheid Popp, Else Feldmann und Veza Canetti, dann Sigrid Schmid-Bortenschlager den „Kampf um berufliche Positionen“ in der fiktionalen Literatur bürgerlicher Schriftstellerinnen wie Lou Andreas-Salomé, Marie von Ebner-Eschenbach, Else Jerusalem, Irma von Troll-Borostyani oder Grete von Urbanitzky. In deren Werken dominierte, so das Thema weiblicher Erwerbstätigkeit aufgegriffen wurde, eine Auseinandersetzung mit den „neuen“ Berufen der Lehrerin und der Ärztin, die von der Germanistin Schmid-Bortenschlager auffallend kundig in historische Kontexte zum Frauenstudium eingebettet werden. Der nächste, auch kunsttheoretisch interessante Beitrag von Hildegard Fraueneder widmet sich den Darstellungen der proletarischen Arbeiterin in der bildenden Kunst und erhellt so einen vielfach stereotypen Blick auf industrielle Frauenarbeit. Anschließend führt Klaudia Gründls Bilanz einer mittels Fragebogen und Leitfadengesprächen erarbeiteten Studie in ein neues, aktuell noch immer expandierendes Berufsfeld: jenes der Public Relations, das durch eine starke Präsenz von Frauen auffällt. Der *gender switch* bewirkte hier jedoch, anders als in den USA, wo diese Entwicklung schon früher einsetzte, bislang keine gravierenden geschlechtsspezifischen Unterschiede oder diskriminierenden Folgen der „Feminisierung“, weshalb die Studie „– mit einigen Einschränkungen – ein sehr positives Bild für Frauen im Berufsbereich Public Relations in Österreich“ zeichnet (137). Erst die zukünftige Entwicklung wird daher zeigen, ob in dieser Branche arbeitsrechtliche Bestimmungen zum Schutz gegen die Benachteiligung von Frauen, wie sie anschließend Julia Eichinger anhand der österreichischen Gesetzeslage vorstellt, tatsächlich überflüssig werden. Auch der letzte Aufsatz von Elisabeth R. Wolfgruber über

Frauenförderungsprogramme der Europäischen Union, die von einigen österreichischen Frauenprojekten aufgegriffen wurden, zeichnet ein sehr ambivalentes Bild in bezug auf die Umsetzung der EU-Zielkataloge und Aktionsprogramme zur Gleichbehandlung in der Realität. Es bleibt in der Tat noch „ein schweres Stück Arbeit“ zu tun, wie die Autorin abschließend betont (164). Das informative und vielseitige Ergebnis der Salzburger Ringvorlesung, die in Zusammenarbeit mit der Senatsarbeitsgruppe „Frauenforschung, Frauenförderung und Frauenstudien“ durchgeführt wurde, ist sicher ein Beitrag dazu.

*Christa Hämmerle, Wien*

**Marita Metz-Becker, Der verwaltete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebärhäusern des frühen 19. Jahrhunderts.** Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag 1997, 429 S., öS 569,00/DM 78,00/sFr 73,00, ISBN 3-593-35747-X.

Das vorliegende, volkswissenschaftliche Werk, 1996 als Habilitationsschrift an der Universität Marburg angenommen, ist ein Beitrag zur Kulturgeschichte im Sinne einer Mentalitätsgeschichte, „die das alltägliche Handeln, die typischen Denkmuster, Wertvorstellungen, Lebenseinstellungen und Verhaltensweisen ... einer ... gesellschaftlichen Gruppe in einem spezifischen Raum und einer spezifischen Zeit“ (16) untersucht. Es sind dies die Erfahrungen schwangerer Frauen in den Gebärhäusern, im speziellen im Gebärdhaus in Marburg a. d. Lahn, des frühen 19. Jahrhunderts.

Die Autorin bedient sich der Methode der Einzelfallstudien. Sie rekonstruiert die vergangene Lebenswirklichkeit der untersuchten sozialen Gruppen aus unterschiedlichen Quellen – aus Akten des Staatsarchivs Marburg a. d. Lahn, Gesetzessammlungen, philosophischen Schriften, journalistischen Arbeiten und medizinischen Werken der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Marita Metz-Becker bleibt quellennah, ohne der Sprache der Quellen zu verfallen. Ihr erklärtes Ziel war es, die Erfahrungen schwangerer Frauen in den Gebärhäusern des frühen 19. Jahrhunderts realitätsnah zu rekonstruieren und ihren Sinn im gesamtgesellschaftlichen Gefüge erkennen zu können. Da es ihr immer um die Analyse des „Normalen“ im jeweiligen Einzelschicksal geht, sind breite Kontextanalysen unabdingbar.

Teil 1, „Die Vermännlichung der Geburtshilfe in den Accouchieranstalten“, behandelt den Führungswechsel in der Geburtshilfe, die Diffamierung der Laienmedizin und die Etablierung des professionellen Ärztestandes. Anhand medizinischer und polizeiwissenschaftlicher Literatur werden diese Entwicklungen – die im Zeichen bevölkerungspolitischer Interessen stattfanden – analysiert. Die Gebärdanstalten ermöglichen den Ärzten und Studenten die wissenschaftliche Beobachtung am „lebenden Fantom“ (19); wie man die unverheirateten Schwangeren mit gesetzlichen Verordnungen und Strafandrohungen in die Anstalten brachte, ist ein wesentlicher Teil dieses Kapitels.